

campus

"Keep it simple, stupid"
Wie man Klartext redet
und mit Plain Language
zum Kern vordringt

"The food here is terrible, and the portions are too small"
Warum britischer Humor ein Exportschlager ist und amerikanische
Screwball-Komödien unschlagbar sind

WORDS DORIS MÄRTIN COMMENTS EASYS WIE SIE VON ANGELSÄCHSISCHER KONVERSATIONSKUNST PROFITIEREN

"Lovely day today"
Warum in England
ohne das Wetter
gar nichts
geht

"Basically, my life is so boring,
it's embarrassing"
Wie man mit britischem
Understatement Klasse zeigt

"I am not too happy about it"
Warum die Briten von slight problems reden, wenn sie ein
Riesendrama meinen

"How can I help you?"
Wie man mit amerikanischem
Beziehungsmanagement gute
Geschäfte macht

"It's wonderful, it's marvellous"
Wie Enthusiasmus das
Miteinander erleichtert

Inhalt

Isn't it insightful?

Warum Briten und Amerikaner nicht besser reden
als wir und wir uns trotzdem manches von ihnen
abschauen können 7

My name is Bond, James Bond

Wie man offen ist, ohne mit jedem auf Du und Du
zu sein 17

Lovely day today

Warum ohne das Wetter gar nichts geht und was beim
Smalltalk außerdem zählt 33

It's wonderful, it's marvellous

Wie Enthusiasmus das Miteinander erleichtert 55

I am not too happy about it

Warum Angelsachsen von »slight problems« reden,
wenn sie ein Riesendrama meinen 69

Basically, my life is so boring, it's embarrassing

Wie man mit Understatement Klasse zeigt 85

The food here is terrible, and the portions are too small

Warum britischer Humor ein Exportknüller ist und amerikanische Screwball-Komödien unschlagbar sind 105

How can I help you?

Wie man mit amerikanischem Beziehungsmanagement gute Geschäfte macht 123

Do not ask what your country can do for you, ask what you can do for your country

Wie man Ideen zündet und Herzen gewinnt 143

And though it is much to be a nobleman, it is more to be a gentleman

Warum die feine angelsächsische Art mehr ist als gute Manieren und warum das Gentleman-Ideal nie aus der Mode kommt 169

Quellen 183

Register 190

Für Politiker scheint es den ultimativen Ritterschlag zu bedeuten: mit Barack, David oder Hillary auf Du und Du zu sein. Auf jeden Fall sorgt die formlose Anrede für eine gute Presse. »Mit Barack Obama besteht bestes Einvernehmen«, kommentierte die Süddeutsche Zeitung nach dem Amtsantritt des 44. amerikanischen Präsidenten das Verhältnis zur deutschen Kanzlerin, »auf der Basis der Vornamen, den der Präsident sogar deutsch anspricht.« Ein Jahr später leuchtet die Berliner Zeitung das Verhältnis zwischen Hillary Clinton und Guido Westerwelle aus: »Sie duzen sich nun.« Fast erinnert die Wendung an den legendären Satz, mit dem Helmut Kohl einst Ronald Reagan aufgefordert haben soll: »You can say you to me.«

Selbst glaubt man sich über so viel Provinzialität natürlich erhaben. Doch auch US/UK-Kenner ertappen sich, wie sie sich unwillkürlich geschmeichelt fühlen, wenn sie wichtige amerikanische oder englische Geschäftspartner ruckzuck beim Vornamen nennen dürfen. Obwohl sie genau wissen: Viel heißen will so viel Vertraulichkeit nicht. Während bei uns der Übergang vom Sie zum Du manchmal einem Überfall und oft einem Eiertanz gleicht, gibt es im Englischen von Haus aus nur ein Anredepronomen: *you*. Und viel häufiger als bei uns nennt man sich fast übergangslos beim Vornamen. Fast sieht es so aus, als wären die Briten und Amerikaner so kumpelhaft mit jedem auf Du und Du wie bei uns nur ein schwedisches Möbelhaus. Fast. Aber nicht ganz. Denn dass die Angelsachsen pauschal jeden duzen, einschließlich Queen, Prime Minister und Präsident, ist ein Klischee. Die Wahrheit ist komplizierter. Grammatikalisch und erst recht sozial.

Die Geschichte mit dem »you«

Versetzen Sie sich in das England der Tudors, von Heinrich VIII, Anne Boleyn und Elizabeth I zurück. Damals, im 16. und 17. Jahrhundert, gab es in Großbritannien, ähnlich wie heute im Deutschen oder Französischen, zwei Formen der Anrede: *you* und *thou*. Die Pluralform *you* war genau wie unser *Sie* oder das französische *vous* eine förmliche Anrede, mit der man Fremde und Höherrangige adressierte. Die Singularform *thou* entsprach unserem *Du* oder dem französischen *tu*. Es wurde als vertraute Anrede unter Freunden und Liebenden, aber auch gegenüber Kindern und Untergebenen verwendet.

Ein Dialog aus Shakespeares *Romeo und Julia* (III,5) verdeutlicht das Prinzip. Während Julia ihren Vater respektvoll mit *you* anspricht, verwendet Capulet ihr gegenüber das familiäre *thou*, das hier in seiner Dativ- und Akkusativform *thee* auftaucht.

Juliet: Good father, I beseech you on my knees,
Hear me with patience but to speak a word.

Capulet: Hang thee, young baggage! disobedient wretch!
I tell thee what: get thee to church o' Thursday,
Or never after look me in the face:
Speak not, reply not, do not answer me;
My fingers itch.

*Julia: Ich fleh Euch auf den Knien, mein guter Vater,
Hört mit Geduld ein einzig Wort nur an!*

*Capulet: Geh mir zum Henker, widerspenstige Dirne!
Ich sage dirs: zur Kirch auf Donnerstag,
Sonst komm mir niemals wieder vors Gesicht.
Sprich nicht! Erwidre nicht! Gib keine Antwort!
Die Finger jucken mir.*

Bis zur Shakespeare-Zeit unterschied das Englische also genau wie das Deutsche zwischen einer vertrauten und einer förmlichen Anrede. Allerdings begann die Differenzierung bereits zu bröckeln. Capulets Ton zeigt, dass das intime *thou* nicht nur Nähe, sondern auch Geringschätzung ausdrücken konnte. Dieser Beigeschmack führte dazu, dass das *thou* und seine Beugeformen im 17. Jahrhundert aus der Alltagssprache verschwanden. Das höflichere *you* lief ihm den Rang ab. Es wurde fortan allen und jedem gegenüber verwendet als die unverfänglichere Form der Anrede, die niemandem zu nahe trat.

So trefflich sich also ›you‹ auf ›du‹ reimen mag – sprachgeschichtlich und grammatikalisch entspricht es unserem Sie.

»Das Wörtchen ›You‹ im Englischen ist kein intimes ›Du‹, sondern eine Respekt zeugende Pluralform, die dem deutschen ›Ihr‹ entspricht«, erläutert Germanistik-Professor Werner Besch von der Universität Bonn. Dass das vertraute *thou* abgeschafft wurde, habe zur Folge, »dass sich nun alle siezen – und nicht duzen.«

Historisch gesehen hat die Nivellierung der Anrede also die Distanz vergrößert, nicht verkleinert. Keineswegs duzen die Angelsachsen einander so formlos-plump, wie Zwangs- und Alleweltduzer es hierzulande gern einführen würden. Im Gegenteil:

Richtiger wäre die Aussage, dass in England jeder jeden siezt.

Angelsachsen haben keine Qual der Wahl

Nun ist der faktische Untergang des familären *thou* ein paar Hundert Jahre her und natürlich machen sich auch in den englischsprachigen Ländern nur Eingeweihte die ursprüngliche Bedeutung des Einheits-*you* bewusst. Deshalb hat sich das *you* heute zu einer vollkommen neutralen Form der Anrede entwickelt. Weder ist es mit der Förmlichkeit des deutschen *Sie* noch mit der Intimität unseres *Du* aufgeladen. Will man das Verhältnis zum Gesprächspartner lockerer gestalten, geht man einfach zum Vornamen über: Statt *Ms. Miller* oder *Sir* sagt man *Jane* oder *Tom*. Das Anredepronomen bleibt davon ebenso unberührt wie der Ton, mit dem man sich begegnet.

Schon rein rechnerisch verändert also der Wechsel von der formellen zur informellen Anrede die Konversation im Englischen ungleich weniger als im Deutschen: Der Name fällt in einem Gespräch nur zwei-, dreimal und notfalls eben überhaupt nicht. Personal- und Possesivpronomen lassen sich dagegen nicht umgehen und spiegeln im Deutschen bei jedem einzelnen Gebrauch wider, wie man zueinander steht. Darüber hinaus verändert sich bei uns mit dem Übergang zum *Du* oft auch der Umgangston: Mal wird er netter und offener, mal nachlässiger und rauer, manchmal sogar steifer und verkrampfter als vorher, als man einander noch siezte.

Der Vergleich mit dem *you* bestätigt, was Menschen spüren, die den anhaltenden Trend zum *Du* eher auf- als ungezwungen finden:

Das Problem mit dem Du ist, dass wir es haben.

Weil es die Möglichkeit gibt, das Anredepronomen zu wechseln, bleiben alle, die nicht über die formelle Anrede hinauskommen,

mit der Frage konfrontiert: »Warum duzt ihr euch eigentlich nicht?« Eine unpeinliche Antwort darauf gibt es so wenig wie eine Konvention, die wenigstens einigermaßen verbindlich festlegt, welche Anrede angemessen ist für langjährige Kollegen, die ungefähr gleichaltrigen Nachbarn, die Trainerin im Fitness-Studio, das neue Au-pair-Mädchen oder die Freunde von Freunden, die man bis vor fünf Minuten nur vom Hörensagen kannte. Ob wir uns mit ihnen duzen oder siezen, bleibt unserem Empfinden überlassen und unserem Geschmack. Das unspezifische *ibr* kann manchmal eine Rettung, aber auf Dauer keine Lösung sein.

Wer also glaubt, man könne das englische *you* so einfach importieren wie Hamburger und Harris Tweed, irrt. Denn das deutsche *Du* ist keine neutral-ambivalente Anrede und wird es in absehbarer Zeit niemals werden. Es setzt eine Entscheidung voraus und ist deshalb mit einer hohen Symbolik aufgeladen. Im Gegensatz zum Raum lassenden, wertschätzenden *Sie* steht es für einen persönlichen, entspannten Umgang miteinander. Beides ist von Vorteil, beides hat seine Berechtigung. Allerdings kommt erschwerend hinzu, dass beide Anredeformen auch mit negativen Assoziationen aufgeladen sind: *Du*-Anhänger verachten das *Sie* als konservativ und steif, *Sie*-Befürworter empfinden das *Du* als aufgezwungen und plump.

Daraus lässt sich ablesen: Das Argument, in England und den USA duze doch auch jeder jeden, hat ausgedient. Während das englische *you* die nicht verhandelbare Standardanrede ist, kommt das deutsche *Du* einem Statement gleich. Selbst wenn man es flächendeckend einführen würde, bleibt das Problem: Was die einen mögen, ist anderen zu viel.

Die Sache mit den Vornamen

Weil im Englischen nur ein und überdies das förmlichere Anredepronomen überlebt hat, ergibt es sich beiläufiger als bei uns, dass man einander beim Vornamen nennt. Trotzdem kennt natürlich auch das Englische eine formale Art der Anrede. Wird jemand mit *Mr. Miller*, *Sir* oder *Senator McCain* angesprochen, dann steht außer Frage: Man wahrt die Form und hält auf Distanz, *you* hin, *you* her.

Jahrhundertlang stellte die wechselseitige Anrede mit dem Familiennamen sogar die Norm dar – viel mehr, als wir es uns heute überhaupt vorstellen können: In Jane Austens *Stolz und Vorurteil* sprechen die Bennett-Schwwestern, alle um die 20, den kaum älteren Mr. Darcy über mehrere Hundert Seiten hinweg mit dem Familiennamen an. Aus diesem Grund geraten selbst Austen-Kundige ins Schleudern, wenn man sie nach dem Vornamen des Traumprinzen der englischen Literatur fragt. Nach dem 19. Jahrhundert lockerten sich die strengen Sitten. Doch noch in den Swinging Sixties adressierten Kennedy und Kiesinger einander formgerecht mit »Mr. President« und »Mr. Chancellor« und selbst im Kino triumpfierte die formale Höflichkeit. Denken Sie an *Goldfinger*, den Inbegriff aller James-Bond-Filme: »Do you expect me to talk?«, fragte Bond, an einen Tisch aus Gold gefesselt, während ein Laserstrahl auf ihn zurast. »No, Mr. Bond, I expect you to die!«, gab Goldfinger zurück. Tadellose Wohlerzogenheit in jeder Situation – auch das macht die Faszination Bond aus.

Bond: »Sie erwarten jetzt wohl, dass ich rede.«

Goldfinger: »Falsch, Mr. Bond. Ich erwarte, dass Sie sterben.«

Die Zeiten ändern sich. Seit den 70er-Jahren haben sich die angelsächsischen Länder zu *first-name societies* entwickelt und die Vor-

namenanrede ist in allen Lebensbereichen zwischen allen Altersgruppen und Hierarchieebenen üblich geworden. Das heißt aber nicht, dass sie deswegen immer als stimmig oder willkommen empfunden wird. Eine kleine Szene aus dem Roman *Der Teufel trägt Prada* zeugt davon: Dort fordert die Modemagazin-Chefin Miranda Priestly von ihren Mitarbeitern die Anrede mit dem Vornamen so gebieterisch ein wie die prompte Erfüllung aberwitzigster Extrawünsche. Als die neue Assistentin Andrea Sachs es wagt, die respekt einflößende, viel ältere Stilikone mit Ms. Priestly anzusprechen, weist man sie umgehend zurecht: »And do not ever call her Ms. Priestly. It's Miranda. Got it?« »Und nenn sie niemals Ms. Priestly. Es heißt Miranda, kapiert?« Wer den Roman oder seine Verfilmung mit Meryl Streep und Anne Hathaway kennt, merkt spätestens an diesem Punkt:

In England und den USA ist die Anrede mit dem Vornamen kein Freundschaftsbeweis. Weder signalisiert sie eine besondere Vertrautheit noch ebnet sie Rang- oder Altersunterschiede ein.

Landeskundige fühlen sich deshalb keinesfalls zu einem kumpelhaften Umgangston eingeladen, wenn jemand sich formlos vorstellt (»Hi, I'm June«) oder vorschlägt »Call me Tom« oder »Don't you sir me. It's Bill«. Sie versprechen sich auch keine Vorzugsbehandlung. Der soziale Abstand, die emotionale Nähe machen sich nicht daran fest, ob man die Chefin »Miranda« oder »Ms. Priestley« nennt.

Allenfalls zeugen Kurzformen des Vornamens wie Tommy statt Thomas von besonderer Vertrautheit. Gleiches gilt für Spitznamen, die vor allem in der Upper Class verraten, wer mehr dazugehört und wer weniger. Drehbuchautor und Filmregisseur Julian

Fellowes beleuchtet das Phänomen in seinem Roman *Snobs*: »Spitznamen bilden einen undurchlässigen Absperrgürtel mit Dichtegarantie. Ein Fremder gerät oft in die Lage, dass er eine Dame zu gut kennenlernt, um sie weiterhin Lady XY zu nennen, aber bei Weitem nicht gut genug, um sie als ›Würstchen‹ zu betiteln; die Verwendung des Vornamens ist in diesen Kreisen wiederum ein sicheres Zeichen, dass man eine Person überhaupt nicht kennt.«

Alles easy, oder was?

Im Englischen drückt die persönliche Anrede Freundlichkeit aus, keinesfalls Freundschaftlichkeit. Entsprechend entspannt bietet man die Vornamen-Anrede an. Allerdings schätzt nicht jeder den Trend. Wenn sich in dem Oscar-prämierten Film *The Queen* Elizabeth II alias Helen Mirren und ihr Privatsekretär über die allgegenwärtigen Vornamenanrede austauschen, schwingt Pikiertheit mit:

Robin Janvrin: »The atmosphere in Downing Street is expected to be very informal. Everybody is on first name basis at the Prime Minister's insistence.«

The Queen: »What, as in ›Call me Tony‹? Oh, I don't like that. Have you sent him a protocol sheet?«

Robin Janvrin: »In der Downing Street soll es sehr zwanglos zugehen. Alle reden sich mit Du an. Der Premierminister will das so.«

The Queen: »Etwa wie ›Sagt Tony zu mir‹? Wie schrecklich. Kennt er das Hofprotokoll?«

Im wahren Leben denkt man natürlich lockerer. Doch auch die Durchschnittsengländer und -amerikaner gehen nicht ganz ohne Protokoll zum Vornamen über. Inklusiv des ebenso respektvollen wie praktischen *ma'am* und *sir* verwenden sie mindestens so viele unterschiedliche Anredeöglichkeiten wie wir und stimmen sich subtil aufeinander ab, um sich näherzukommen, ohne sich zu nahe zu treten.

Sehr schön zu beobachten ist die richtige Etikette in dem Politthriller *Ghost* des britischen Bestsellerautors Robert Harris. Der in der Ich-Form erzählende Ghostwriter steht darin vor der Aufgabe, die halbfertigen Memoiren des britischen Ex-Premierministers Adam Lang in einer Nacht-und-Nebel-Aktion termingerecht zu Ende zu bringen. Bei der ersten Begegnung der beiden Männer steht, wie bei jedem Kennenlernen, die Anredefrage im Raum. Der Auftragsschreiber tut, was Angelsachsen in solchen Fällen tun: Als der Rangniedrigere zögert er und wartet, dass der Premierminister als der Ranghöhere die Anrede vorgibt. Was der Premier reflexhaft tut: »Adam«, sagt er. »Nennen Sie mich Adam.«

Von da an nennt man einander beim Vornamen, als hätte man nie etwas anderes getan. Denkbar wäre in der gleichen Situation übrigens auch, dass der Premierminister auf den Call-me-Adam-Satz verzichtet, selbst aber den Ghost mit dem Vornamen anspricht. Das wäre für den Ghost ein Signal, beim formalen »Mr. Prime Minister« zu bleiben. Im Englischen sind asymmetrische Anreden zwischen Vorgesetzten und Mitarbeitern kein Zeichen von Herablassung. Denken Sie nur an die TV-Serie *Emergency Room*: Oberärzte nennen Assistenzärzte beim Vornamen, werden aber selbst mit Dr. Weaver oder Dr. Greene angesprochen.

Der höflich-unaufgeregte Wechsel der Anredeform könnte auch bei uns ein Fortschritt sein. Wichtigste Voraussetzung dafür: Messen Sie dem Siezen oder Duzen keine übertriebene Bedeutung bei. Erhellend dazu sind die Forschungsergebnisse der Linguistikprofessorin Robin Tolmach Lakoff von der kalifornischen Universität Berkeley. Sie hat festgestellt: